

Drei Künstler kommentieren in der Frankfurter Galerie Greulich den Heimatbegriff

Plötzlich hing es da. Ein gewaltiges Geweih, nicht einmal echt, nicht recht passend auch zu den Ikea-Möbeln der Studentenwohnung damals. Wahrscheinlich sollte das irgendwie witzig sein. Ein ironischer Umgang mit der eigenen Herkunft, dem röhrenden Hirsch über der Couch der Oma, den Jagdtrophäen im elterlichen Wohnzimmer oder auch der eigenen Spießigkeit, doch die Begeisterung der Freunde war eher so là là. Irgendwann hat es den Wohnungswechsel nicht mehr überlebt. Seither haben wir nicht mehr allzu oft daran gedacht, es auch nicht allzu sehr vermisst, doch plötzlich, gut und gerne 20 Jahre später, ist es wieder da. Nicht als Trash freilich, sondern als Motiv der Malerei.

Das ist dann doch eine kleine Überraschung, selbst wenn mittlerweile nicht nur in der Mode oder der Musik, sondern auch in der Kunst so ziemlich alles irgendwann zurückzukommen scheint. Allein, so schlimm ist es dann gottlob nicht. Denn auch wenn Andreas Greulich von einem „selbstironischen, reflektierten Annehmen des Begriffs ‚Heimat‘“ in der jüngeren Künstlergeneration“ spricht,

den die Ausstellung „Heartland – Krautart 2.0“ dokumentiere, auch wenn Wald und Reh und Hirsch, wenn Kuckucksuhren und Trophäen im Werk der drei in seiner Frankfurter Galerie vorgestellten Künstler prominent vertreten sind: Am Ende geht es ihnen doch um mehr, als um eine auf Dauer eher mäßig komische Ironisierung des Kitsches mit dessen eigenen Mitteln.

Das gilt selbst für die 1982 in Nürnberg geborene Tessa Wolkersdorfer, die zwar eine Vorliebe für einschlägige Accessoires und gewöhnungsbedürftige Farben offenbart, Jagdfieber und rustikale Interieurs aber in ihren Bildern derart miteinander verblendet, dass Wald- und Wiesenromantik sich so recht nicht einstellen will. Und wenn Matthias Moravek hier ein Alpenpanorama, dort ein Jagdhaus der DDR-Bonzen ins Bild setzt und dabei stets Leerstellen lässt, die nichts als die Grundierung zeigen, dann geht es offenkundig weniger um einen unverkrampften Umgang mit dem Heimatbegriff als um seine Problematisierung.

Sebastian Meschenmoser bleibt es derweil vorbehalten, der Ausstellung doch

noch einen Horizont einzuziehen, vor dem sich über das Motiv hinaus das Thema „Heimat“ in der Malerei der Gegenwart am ehesten gewinnbringend verhandeln ließe. Denn auch wenn er es mit einer „Eastern Lynch Party“ mitunter derbe krachen lässt, ist sein Vorgehen doch meist deutlich subtiler. Und die Ironie so beiläufig entwickelt, dass man sie bei flüchtiger Betrachtung um ein Haar übersieht. Adaptiert der 1981 in Frankfurt geborene Absolvent der Mainzer Kunstakademie doch nicht nur Themen und Motive vom zarten „Rehlein“ bis zur „Häschenschule“, sondern bedient sich, scheinbar ganz unbedarft, in Lichtführung, Malweise und Kolorit bevorzugt auch der einschlägigen malarischen Mittel des späten 19. Jahrhunderts. Das klingt abenteuerlich, ist aber, anders als das Hirschgeweih aus der Studentenbude, nie angestrengt witzig, sondern ganz im Gegenteil stets hintersinnig komisch. Und das ist immer noch das Gegenteil von Kitsch. CHRISTOPH SCHÜTTE

Die Ausstellung in der Frankfurter Galerie Greulich, Fahrgasse 22, ist bis 30. Januar mittwochs bis freitags von 13 bis 18 Uhr, samstags von 11 bis 16 Uhr geöffnet.